

Was müssten wir tun, um wieder feiern zu lernen?

Über die Voraussetzungen für Freude und Feststimmung, über die Runzeln der Seele und die Begeisterung, die sie wieder straffen könnte. Ein Weihnachts-Essay.

Von Arnold Metznitzner

Die meisten Menschen feiern Weihnachten, weil die meisten Menschen Weihnachten feiern! Dieser hintergründige Satz von Kurt Tucholsky unterstellt „den meisten Menschen“, sie würden Weihnachten in rituel-ler Wiederkehr als leeren Trend, als Mode ohne Tiefgang, als verordnetes Fest, das „man“ einfach feiert, begehen. Mit allen Sinnen würde man dabei sozusagen in Geiselhaft genommen, es gäbe kein Entkommen! Weil das für viele so zu sein scheint, treten einige zu den Festtagen den Fluchtweg nach Süden an, begeben sich in wärmere Gefilde, in denen die im mehrfachen Sinne daheim

kommt uns nicht wie den Zugvögeln zustatten“, wie Ingeborg Bachmann in ihrem Gedicht „Herbstmanöver“ anmerkt! Wie auch immer: Kein Fest im Laufe des Jahres scheint so von Gewohnheit und Brauchtum bestimmt zu sein wie das Weihnachtsfest. Vielen ist es ein verlässlicher Anker für Mitgefühl, Solidarität und Hilfsbereitschaft, vielen aber auch nicht mehr der Mühe wert, die Seele dieses Festes, seinen innersten Kern nicht aus den Augen zu verlieren. Und sehr bald taucht dann in diesem Zusammenhang die Frage auf, ob sich Europa noch christlich nennen könne oder ob dieses ehemals christliche Europa schon längst im Begriff ist, von einer neuen wissenschaftlichen Religion mit Anspruch auf universelle Gültigkeit abgelöst zu werden. Schon vor Jahrzehnten monierte diesbezüglich Peter Handke: „Die Kirche steht auf einem Hügel, nur ist sie jetzt fast immer abgesperrt. Dafür gibt es demnächst auf dem Dorfplatz eine Dressurhundeschau! O Zeiten!“ Aber solche Fragen scheinen für denjenigen nicht relevant, der sich nur um das kümmert, was „man“ tut, was Brauch ist, „sich gehört“ und von vielen ohne Anspruch auf Gründlichkeit begangen wird. Vor 100 Jahren schon hat Oswald Spengler den „Untergang

des Abendlandes“ darin zu erkennen gemeint, dass wir immer mehr Dinge gebrauchen, deren Funktionieren wir nicht mehr begreifen, dabei immer weniger von dem erleben, was uns unter die Haut geht und nachhaltig bewegt.

Auch Erich Fromm hat zur Mitte der 1970er-Jahre in seinem Alterswerk „Haben oder Sein“ darauf hingewiesen, dass eine Gesellschaft, die sich nur mehr über das „Haben“ definiert und auf die seelischen Eigenkräfte des Menschen vergisst, zum Scheitern verurteilt bleibt. Denn die tragende Mitte einer Gesellschaft ist und bleibt das Vermögen seiner Menschen; das aber liegt nicht so sehr auf der hohen Kante des Ersparten, sondern im Herzen dieser Menschen, dort, wo die seelischen Eigenkräfte von Liebe, Vernunft und produktiver Schaffenskraft liegen. Der Treibstoff dieser Eigenkräfte müsste die Fantasie sein, die uns im Blick aufeinander immer wieder auf Gedanken kommen lässt, die zu gemeinschaftsstiftenden Kräften werden.

Dorothee Sölle hat eine solche Fantasie „die Mutter aller Tugenden von morgen“ bezeichnet und gemeint, dass nur durch sie die alten Tugenden lebendig bleiben und so im engagierten Dialog mit den Zeitumständen auch zu neuen Lösungen führen. Erst so verliert ein seelenloses Miteinander seine Bedrohlichkeit und weicht einem Zauber, der in der Erfahrung „co-kreativer Erlebnisse“ darüber staunen lässt, was Menschen „guten Willens“ miteinander und aneinander zu bewirken im Stande sind.

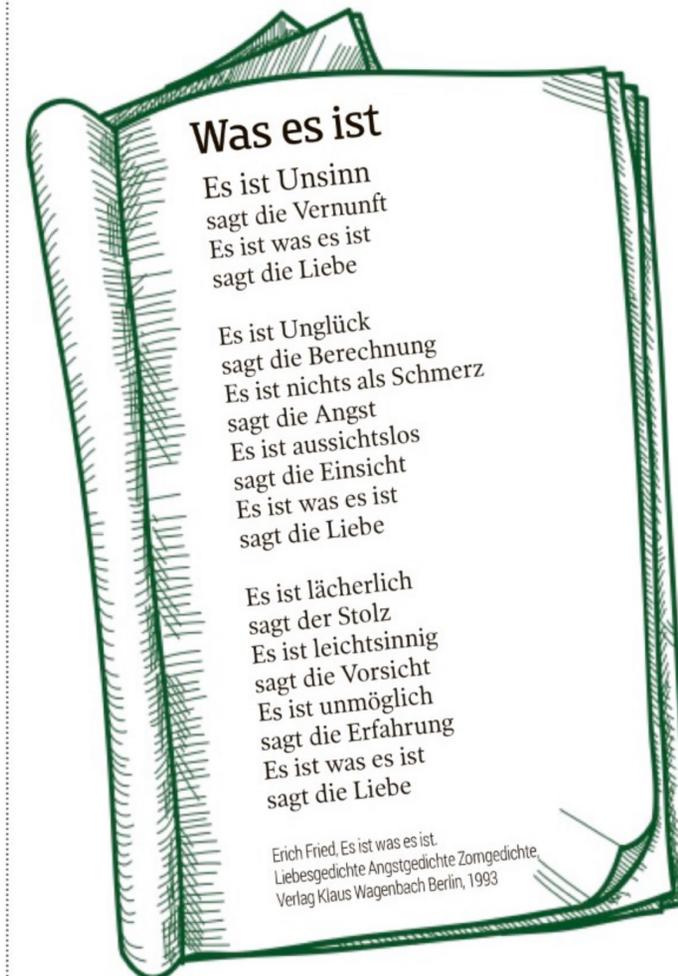
Im Blick auf eine um uns he-

rum alles andere als weihnachtliche Welt könnten wir so betrachtet ganz gut neue Tugenden brauchen. Die Toleranz zum Beispiel, die nicht als Gleichmacherei daherkommt, sondern als interessierter und hilfsbereiter Blick auf die Geschichte und das Lebensschicksal anderer Menschen, dann den Humor, jene selbsterhaltende und rettende Blickrichtung der Seele, die sich von den vorherrschenden Begebenheiten nicht in Geiselhaft nehmen lässt, das Herz vor Gedankenvergiftung zu schützen weiß und nach Perspektiven Ausschau hält, die uns trotz allem ein Lächeln zu schenken vermögen, „engagierte Gelassenheit“, die weder in die eine noch in die andere Richtung übertreibt, aber in der Lage ist, „mit heiligem Zorn“ Dinge zu benennen, die benannt werden müssen, weil feiges Schweigen Zustimmung zu unerträglichen Verhältnissen bedeuten würde. Um es zusammenfassend mit einem Gedanken Ernst Ferstl zu sagen, den mir die Weihnachtskarte der Kärntner Gemeinde Moosburg geschenkt hat: „Es kommt nicht darauf an, dass wir uns gegenseitig etwas schenken. Es kommt darauf an, ob wir im Stande sind, uns gegenseitig etwas zu geben.“

Kiki Kogelnik (1935 - 1997), die österreichische Vertreterin der Pop Art International, wurde in einem Interview gefragt, ob sie in ihrem Werk so etwas wie ein spirituelles Element einfließen lasse. Sie gab zur Antwort: „Ja. Jedes meiner Werke enthält ein spirituelles Element, das deswegen nicht notwendigerweise gleich in Er-

scheinung treten muss.“ Und sie erinnert sich dabei an eine Diskussion in den 1960er-Jahren mit Roy Lichtenstein (1923 - 1997) über die Seele: „Roy glaubte nicht daran, dass es eine Seele gibt, und fragte mich, wo im menschlichen Körper sie ihren Sitz habe und wie sie meiner Meinung nach aussehe. Ich konnte ihm die Seele nicht definieren, aber ich bin überzeugt davon, dass es sie gibt. Und ich sagte ihm: ‚Auch, wenn ich Dir die Seele nicht erklären kann, so hoffe ich doch, dass Du sie in meinen Arbeiten findest‘.“

So wie ich überzeugt davon bin, dass wir die Seele von Künstlerinnen und Künstlern in ihren Arbeiten spüren, so spreche ich gerne von ‚einer Seele von Mensch‘, wenn mich die Gegenwart eines anderen Menschen nachhaltig innerlich anrührt, und so bin ich auch überzeugt davon, dass unsere Feste so etwas wie eine Seele brauchen, einen inneren Sinn, einen gemeinschaftsstiftenden Gehalt, um den wir uns immer wieder neu kümmern müssen. Andernfalls verlieren Feste ihren inneren Sinn und an dessen



Zum Autor

Arnold Metznitzner, geb. 1952 in Gmünd in Kärnten, Theologe, Seelsorger und Psychotherapeut, studierte in Rom Theologie. Nach Jahren im Priesteramt arbeitet Metznitzner seit 1996 als Psychotherapeut, Vortragender und Buchautor in Wien.

CLAUDIA PRIELER



„Mit dem Herzen atmen. Erinnerungen und Erfahrungen“, Styria-Verlag, 2017

Stelle tritt ein seelenloses Ritual. Einladende, motivierende und inspirierende Begeisterung verwandelt sich in einen „Festtagsverwaltungsgeist“, der einem lieblosen Dienst nach Vorschrift gleicht und die Herzen der Menschen kaltlässt.

Von Albert Schweitzer stammt der Satz: „Mit den Jahren runzelt unsere Haut. Die Seele aber kriegt Runzeln aus Mangel an Begeisterung.“ Was eine Gesellschaft braucht, um nicht nur wirtschaftlich, sondern auch seelisch gesund zu bleiben, sind mitreißende Beispiele des Gelingens, an denen deutlich wird, wie es gemacht werden kann und wie es anders gemacht werden muss, damit es gelingen kann. Das wichtigste Instrument dabei ist eine Herzenshaltung, die wir LIEBE nennen.

Dem argentinischen Psychotherapeuten Jorge Bucay verdanke ich die schönste Definition einer so verstandenen Liebe. Sie ist der Garant dafür, dass aus unseren Farben Feste und aus unseren Festen Farben werden. Bucay versteht die Liebe als die uneigennützigste Kunst, Raum zu schaffen, damit der andere Mensch der sein kann, der er ist.

In seiner Dynamik verweist dieser Gedanke auf die Herzmitte des Lebens, auf die Paradoxie des Lebendigen, auf die Seele aller Feste, auf den innersten Grund aller Geschenke, ja, auf das Geschenk schlechthin, ohne das kein Mensch das Licht der Welt hätte erblicken können: Natürlich muss uns das paradox erscheinen und als tiefstes Geheimnis des Lebens im Letzten unerklärlich bleiben, dabei aber: DAS GRÖSSTE ALLER GESCHENKE!